

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 56 (1911)
Heft: 34

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu No. 34 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", Juli-August 1911, No. 7-8
Autor: Scherrer, A. / Itschner., K. / Blum, E.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Praxis der Volksschule.

Beilage zu No. 34 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“.

1911.

Juli/August

Nr 7/8.

Präparationen für Schul-Exkursionen.

Von A. Scherrer, Eschlikon.

Der Wald

Verschiedene Systeme des Waldbetriebes. (Siehe Felber: Natur und Kunst im Walde.)

1. **Niederwald.** Nur Laubwald eignet sich dazu (Arten!). Meist Stockausschläge oder Sträucher. Höhe im Vergleich zum Hochwald. Häufiges Vorkommen auf magerem oder sumpfigem Boden.

Vorteile: Kurze Umtriebszeit (höchstens 30 Jahre). Verjüngung selbsttätig auf vegetativem Wege (Stockausschläge). Lauter Brennholz. Schutz für Vögel und andere Tiere. Boden bewachsen (Aufnahme des Pflanzenbestandes). Eigenartige Schönheit im Landschaftsbilde.

2. **Hochwald.** Entstanden entweder durch natürliche Versamung oder durch künstliche Anpflanzung oder Besamung. Arten.

Vorteile: Grösserer Artenreichtum. Bau- und Brennholz. Alter. Eindrucksvolle Erscheinung.

3. **Mittelwald.** Zusammensetzung aus Niederwald (Unterholz) und weiter auseinanderstehenden Vertretern des Hochwaldes (Oberholz). Unterholz: Alle möglichen Sträucher. Oberholz: Windfeste, lichtdurchlassende Laub- und Nadelhölzer. Sie geben starke Exemplare. Grosse Schönheit.

Die natürliche Versamung der Waldbäume.

Sammeln von „Früchten“. Verbreitungsmittel der Samen. Überständer. — Vorteile eines natürlichen Anfluges. Schädlinge der natürlichen Versamung: Traufe, Frass, Unkraut.

Besuch in einem Pflanzgarten unter Führung des Försters. Arten und deren Anpflanzung: Keimung. — Altersstufen. — Arbeiten. — Feinde der Pflänzlinge.

Des Waldes früheste Jugend. Kleines Tännchen: gesetzt als zwei- bis dreijährig. Bestimmung des jetzigen Alters. Kurze Beschreibung so eines Tännchens. Wie kann es trotz Mangel an weiterer Pflege gedeihen? (Untersuchung der Walderde, der Saugwürzelchen). Anderweitige Flora. Gemeinschaften. Hasen, Bodenvögel (Rebhühner). Gefahren junger Tännchen. Blick in ihre Zukunft. Vergleich im Wachstum verschiedener Waldbäume: Föhre, Lärche, Weiss-, Rottanne.

Formen des Hochwaldbetriebes.

1. **Kahlschlagbetrieb:** Fällen des ganzen Bestandes. Künstliche Nachpflanzung, künstliche oder natürliche Besamung. Jungwuchs von annähernd gleichem Alter.

2. **Teilweiser Abschlag:** Entweder horstweise oder als Durchlichtung des ganzen Bestandes. Entwicklung des natürlichen oder künstlichen Jungwuchses unter dem Schutze des alten Bestandes.

3. **Weidwaldbetrieb:** Waldparzellen abwechselnd mit Wiesen- (Weiden-)flächen. Im Jura häufig.

Vergleichungen: Kahlschlag führt zu geschlossenen Beständen. Gefahr der Verödung von Landesgegenden, der Austrocknung, der Blosslegung bisher geschützter Gebiete für Wind und Wetter (Hagel, Rutschungen, Wasserabfluss. — Eidg. Forstgesetz). Eintönigkeit des Bildes. Beerenpflanzen. Teilweiser Abschlag (Durchlichtung) nähert sich dem von der Natur vorgezeigten Weg. Erhaltung geschlossener Bestände bei Vermeidung einer zeitweiligen Entwaldung. Hübscheres Landschaftsbild. Ermöglichung gemischter Bestände. Beständiger Schutz für die Tier- und übrige Pflanzenwelt.

Stoffe zu Besprechungen, Erzählungen, Gesprächen, Aufsätzen: Setzen von Waldbäumen (von einem Knaben erzählt). Der Holzer. Des Waldes Beeren-segen. Das junge Tännchen und seine Gesellschaft. In der Pflanzschule. Immergrüne Pflanzen. Wald und Jahreszeiten. Die Pflanzenwelt im Holzschlag. Ameisen. Krankheiten und

Feinde der Waldbäume. Vorlesen entsprechender Gedichte etc. an Ort und Stelle.

Am frischen Baumstumpf: Unterscheiden und Zählen der Jahrringe. Gute, schlechte Jahrgänge. Nord-, Südseite. Teile eines Stammes von innen nach aussen.

Am vermoderten Baumstumpf: Vorgang der Vermoderung. Bedingungen und Endprodukte. Kreislauf des Kohlenstoffs. Humusbildung. Vergleich mit Torf- und Kohlenbildung. Bohrgänge im Baumstumpf. Schlupfwinkel von Insekten (Verwandlung, Überwintern).

Einfluss des Lichtes auf die Pflanzen. Vergleich zwischen 3—5jährigem und 12—15jährigem Bestand. Boden kahl, untere Äste abgestorben. Der Frühling ist die Blütezeit der meisten kleinern Waldpflanzen (nachheriger Lichtmangel). Entfaltung der Blattfläche da, wo wenig Licht zutritt (Haselnuss, Efeu). Emporstreben mancher Pflanzen über die andern (Maililie, Schachtelhalme, Weidenröschen, Tollkirsche, Kletterpflanzen, Schlingpflanzen). Ansiedelung in Baumkronen (Mistel). Sonnenwendigkeit.

Kampf ums Licht im Walde.

Wenn es im Willen des Menschen läge, so hätten im Wald nur die natürlich versamten oder künstlich gezogenen Waldbäume und -sträucher Bürgerrecht. Ihnen gehört eigentlich der Boden. Doch jeder Wald, ob jung oder alt, welchen Bestandes er sei, zeigt genugsam, wie viel andere Wesen sich hier zu Gast geladen haben. Hunderterlei Kreaturen, in- und übereinander gedrängt, liegen rings um uns in stummem Kampfe. Licht ist der goldne Preis, um den sie ringen, und Leben die Auszeichnung derer, welche in dieses Preises Besitz sich sonnen. Erst gesellen sich im Frühling zum Tännchen nur bescheidene Zwerge. Mit freundlichen Blütenauglein blinzeln sie in die kräftigende Sonnenflut: Erdbeere und Waldveilchen, Löwenzahn, Waldmeisterlein und Ehrenpreis. Doch spriessen andere daneben auf, breit und unverschämt. Ihr Licht hunger treibt rasch ein Dickicht von Stengeln über der Zwerge Scheitel hinaus, und betroffen sehen diese durch spärliche Ritzen dünne Lichtbündel hineinhuschen in ihre Verborgenheit. Doch sie hatten die Zeit genützt. Ihre Blüten, von der Frühlingssonne einst gerufen, waren mittlerweile abgefallen; Fruchtlein begannen, sich anzusetzen, und der listigen Erdbeere passte es prächtig, dass ihre rot sich färbenden Fleischansätze vom emporgeschossenen Kraut und Gras in sicherer Hut gehalten wurden.

Doch des Lichtes wachsende Fülle zaubert gegen den Sommer noch kräftigere Gestalten hervor. In mastigem Gestäude steht die Tollkirsche da, drückt Dutzende von Kreaturen in ihren Schatten. Dichte Bestände von Weidenröschen schießen auf; Weiden und Büsche von Zitterpappeln machen sich breit. Die guten Tännlein sind im Halbdunkel zurückgeblieben. Doch auch sie treiben ihre Knospenzapfen nach oben. Und rückt der Herbst ins Land, so steht jung Tännlein um 30 bis 60 cm höher da. Jetzt, meint es, würd' es dem Gekräute, das ringsum abzusterben beginnt, im nächsten Jahre kaum mehr gelingen, sich zu seiner Höhe zu erheben.

Und nun einen Blick in jenen 50jährigen Tannenbestand. Hoch ragen die Nadelpyramiden aus dem Waldesdunkel in die Lichtflut empor (allseitige Belichtung). Bis weit hinauf sind die Stämme mit dürrn Aststummeln besetzt. Längst ist ihr Grün im Schattendasein erstorben. Das sieht man am besten dort am Waldrand, wo die Axt letzten Winter die benachbarten Stämme gefällt hat. Nur die vereinzelte Buche da grünt auch im Dämmerlichte lustig weiter. Ihre flachen Blattschirme fangen doch noch reichlich von dem Licht auf, das durchs Nadeldach hereinrieselt. Neben diesen starken und behäbigen Waldbürgern müssen schwächere Kreaturen schon zur List greifen, wenn auch sie im Kampfe um den Sonnensegen nicht zu kurz kommen wollen. Siehst du am Tannenstamm den schmieg-samen Schaft mit tausend Kletterfüsschen zur Höhe sich erheben und

dort, ans Licht gelangt, in Ästen und Zweiglein seinen Blattschirm sonnen? Schmarotzer Efeu weiss selbst die stolzesten Waldgestalten zunutze sich zu ziehen. Schlimmer als dieser Tanne ist's einer andern, kleinern, dort am Waldrand ergangen. Hat sie so lebensfroh ihre Arme gereckt, sich gewiegt im Spiel des Windes. Da fährt ein schlanker Zweig ihr ins Nadelkleid, treibt rasch weitere Verästelungen und stützt sich damit auf den gewonnenen Halt. Wenige Wochen sind vergangen, und ein ganzer Wirrwarr von Zweigen, mit dichtem Blätterdach behangen, ist der Fichte über den Leib gezogen. Sie ächzt; sie schüttelt sich im Sturm. Doch die schlaue Waldrebe lässt nicht mehr von ihrem Träger; ihr gefällt's zu gut auf dessen sonnenbeschienenem Rücken. Nicht alle Wesen haben die hohe Gabe, sich hinauf zum Lichte zu erheben. Wer nicht auf eigenen Füßen sich recken oder an fremdem Halt emporstreben kann, bleibt halt, ein armer Kriecher, am dämmerigen Boden. Jener Waldboden dort ist überwuchert von tiefgrünem Efeulaub. Die Blätter sind viel grösser als bei der hochgewachsenen Schwester; denn gierig strecken sie sich nach jedem dünnen Lichtbündel, das durch die hohen Kronen sich zum Waldboden stiehlt. So lebt auch das Immergrün von den Brosamen, die von der Lichtmahlzeit der Hohen in seine Verborgenheit fallen.

Den Preis für Schlaueit trägt aber die Mistel davon. Längst hat sie die lichtarme Heimat auf dem Waldboden verlassen und ist, ein Blutsauger, ins Reich der Lüfte gestiegen. Dort treibt sie ihre Wurzeln den Weissstannenästen ins Fleisch (Beobachtung an gefällten Bäumen). Da droben hat sie reichlich Sonne, und behaglich sträussst sie ihre Zweiglein in der ungehemmten Lichtflut.

Kampf ringsum im stillen Wald! Die Waffen sind Gewalt und List. Sie fordern wiederum Gewalt und List heraus. Wie viel höher als diese Pflanzen kann der Mensch stehen, wenn er will. Er hat auch seine schweren Kämpfe. Heissen diese so oder anders — er kann kämpfen mit Waffen des Guten. Dann gelangt er sicher zum Licht und bleibt oben. Und statt andere zu verdunkeln, zieht er sie auch zu sich empor — ans Licht.

Kampf der Wurzeln. Kampf der Waldpflanzen mit Tieren. Opfer des Kampfes: Unkraut weg; manches Bäumchen tot, weil im Wachstum rückständig; mancher Riese von Insekten durchwühlt.

Kampf der Tiere untereinander.

Der Wald als Zufluchtsort vieler Tiere.

Tiere im Boden: Insekten, Spinnen, Höhlenbewohner (Fuchs, Dachs). Bauten dieser Tiere zum Schutz, zum Fang oder zur Aufspeicherung der Nahrung. Körperbau häufig zum Kriechen und Graben eingerichtet.

Tiere auf dem Boden: Hasen, Rehe, Feldhühner. Körperbau zum Laufen eingerichtet.

Tiere auf Bäumen: Insekten und Spinnen (Rinde, Holz, Blattwerk), Eichhörnchen, Vögel, Haselmaus (Nestchen!) Körperbau zum Bohren oder Klettern eingerichtet.

Zum Vergleich: Körperformen, äussere Werkzeuge, Farbe, Ernährungsweise.

„Früchte“ des Waldes.

Arten: Untersuchungen daraufhin, wie im einzelnen Falle die Bezeichnung „Frucht“ aufzufassen ist.

Verbreitung der Samen: Verbreitungsmittel zum Transport durch den Wind (Nadelhölzer, Weiden, Weidenröschen, Disteln, Habichtskräuter). Symbiose zwischen Pflanze und Tier (Beerenfrüchte, Kirsche). Tiere als Feinde der Pflanzenvermehrung: Eichhörnchen, Maus, Siebenschläfer, Häher, Krähe (Buchenkern, Eicheln, Tannensamen).

Die Kinder und die Waldfrüchte.

Arbeiten im Walde.

Setzen der Bäumchen. Bezug derselben. Baumschulen. Mähen des Grases und Krautes.

Unterholzen, Heraushauen (Warum?). Erster Nutzen. Verwendung des Materials.

Fällen, Schälen der Bäume. Staatliche Fürsorge für Erhaltung des Waldbestandes. (Warum?)

Zersägen in Baublöcke. Spalten des Brennholzes. Herstellung von Reiswellen. (Holzpreise.)

Säubern der Marklinien.

Wegarbeiten.

Waldwege.

Zwecke: Erschliessung des Waldes zur Bearbeitung und Ausnützung.
für Spaziergänger.

Anlegung der Wege entsprechend d. verschiedenen Zwecken. Annehmlichkeiten für Waldspaziergänger: Kühlung, Stille, Gelegenheit zu Naturbetrachtungen, Konzert der Vögel, Reichtum der Farben und Pflanzenformen, Ausblicke.

Ruhebänke. Standort. Konstruktion.

Brücklein. Bild. Konstruktion (zur Umgebung passend?)

Laubfall.

Pflanzen mit herbstlichem Laubfall — immergrüne Pflanzen.

Bedeutung der Blätter. Vorteil der immergrünen Pflanzen.

Bedeutung des herbstlichen Laubfalls. Erklärung des Vorganges.

Bedeutung der abgefallenen Blätter: Vermoderung (Walderde); Schutz für unterirdische Pflanzenteile und überwinterte Tierformen.

Verwendung der Blätter in der Schule: Zeichnen. Malen schöngefärbter Exemplare. Verwendung guterhaltener Blattgerippe zu Spritzarbeiten.

Worauf sich der Unterricht im Walde sonst noch ausdehnen lässt.

Rekapitulation des Beobachteten. Einreihung unter bestimmte Gesichtspunkte.

Turnen. Singen. Memorieren (und Vorlesen). Geschichte. Spiele. Skizzierendes Zeichnen.

Für Knaben: Modelle von Tragbahnen, Blockhäuschen etc., und andere „Zigeunerarbeiten“ aus Weidenholz.

Für Mädchen: Kränzchen, Girlanden von Blumen und Blättern, wenn nötig mit Föhrennadeln geheftet. Legen von Ornamentchen aus Blumen, Blättern, Zweigen, Tann- und Föhrenzapfen auf dem Waldboden. (Skizzieren!)

Dichter und Wald.

Der Lehrer Sorge nach eigenem Geschmack für dichterische Einlagen zu passender Verwendung. Reiche Auswahl!

Feinde der Waldbäume.

Maikäferschäden im Niederwald. Beobachtung beim Frass. Fresswerkzeuge. Besprechung des Maikäfers.

Blätter (z. B. Eichenblätter) mit Bohrgängen unter der Oberhaut: Larve des Hain-Erdflöhs.

Besprechung anderer Insekten, die als Larven oder Imago durch Frass im Blattwerk schaden: Kiefernswärmer, Nonne, Prozessionsspinner, Kieferneule, Kiefernspanner, Eichenspanner, Blattläuse.

Spechtlöcher an einem Tannenstamm. Abheben der Rinde. Bohrgänge. Verlauf derselben. Bewohner.

Besprechung von Insekten, die durch Minierarbeit im Holz oder in Früchten schaden: Fichtenborkenkäfer, Holzwespe, Haselnussbohrer.

Vertilger solcher Schädlinge: Spechte, Kuckuck, Singvögel, Laufkäfer, Schlupfwespen, Libellen, Marienkäfer, Abwehrmassregeln des Försters.

Anlegen einer entsprechenden Sammlung.

Schutz vieler Schädlinge durch Form und Farbe.

Vogelschutz.

Beobachtung der Vögel im Walde.

Aufsuchen von verlassenen Nestern.

Wo und wie die Waldvögel ihre Nester bauen (Nestbau der Vögel).

Die Vögel als Insektenvertilger.

Rückgang der Vögel. Ursachen.

Massnahmen zum Schutze: Schonung dichten Unterholzes (Waldränder), Anlage und Unterhalt von Grünhecken (S. B. B.), Vogelschutzgehölze (beim Grossbetrieb), Nielen, Nistkasten, Winterfütterung.

Ästhetische Rücksichten neben dem Nützlichkeitsstandpunkt. Unterscheidung einiger Vogelstimmen. Besonderheiten im Fluge einiger Vogelarten. Hilfsmittel zum Erkennen einiger Vögel.

Anlegung einer Sammlung von verlassenen Nestern und Eiern (Bestimmen, Präparieren der Eier). Die Sammlung soll ja nicht Anlass geben zur Verfolgung nützlicher Vögel, sondern als Mittel dienen zu ihrem Schutz.

Bildchen: Des Waldes Zimmermann, der Kuckuck, Abendlied der Amsel, die Tannenmeisen in den Kronen, die Laubsänger im Versteck, Krähenvolk.

Anpassung vieler Tiere an den Waldaufenthalt.

Farbe: Reh, Hase, Maus, Rebhuhn und andere Vögel, Ringelnatter, Insekten (Sammeln!).

Körperbau: Eichhörnchen, plattgedrückte Formen von Rindeninsekten und Spinnen.

Besondere Ausbildung der einzelnen Körperteile: Harte Kiefer der Holzinsekten. Meisselschnabel und Stemmschwanz der Spechte. Krallen der Kletterer. Saugscheiben des Laubfrosches. Wickelschwanz der Baumeidechsen und vieler Affen. Flughäute und Flügel.

Kunst des Nestbaues.

„ „ Aufnehmens und Herstellens v. Schlupfwinkeln.

Hier können weiter in die Besprechung hineingezogen werden:

a) Vorteile des Flugvermögens. Aufenthalt auf Bäumen und andern höher gelegenen Orten, sowie über dem Wasser. Weiterer Kreis zur Aufzucht der Nahrung. Grössere Möglichkeit des Schutzes.

b) Entwicklung des Flugvermögens. Abstammung der Vögel von den Reptilien (Archaeopterix). Manche Reptilien als Baumtiere (Baumschlangen, Chamäleon). Fliegende Drachen Ostindiens, mit Flughäuten versehen. Schnellen nach Beute. Niederlassen vom Baum. Grösserer Energie-Aufwand. Grössere Körperwärme. Schutz durch Federkleid.

c) Entwicklung der Kletterkunst.

Zu unsern Zeichnungen.

(Von Prof. K. Itzner.)

Als ich meine Stelle im Seminar Küsnacht antrat, fand ich den Unterricht in den Neumannschen Klassen so vorzüglich eingerichtet, dass es mir ein Vergnügen war, den Unterricht in meinen Klassen damit in Übereinstimmung zu bringen. Hr. Neumann hat schon früher an dieser Stelle über seine Arbeit geschrieben: es wäre daher nicht notwendig, dass auch ich etwas beifüge. Nun musste ich aber bei den oberen Klassen aus Rücksicht gegen das früher Gelernte, vorläufig von der Parallele abweichen; denn diese Klassen hatten z. B. noch keine Ornamente gezeichnet, was bei der Wichtigkeit dieses Stoffes nachgeholt werden musste. Es ist in unserem Volke mit dem Geschmacke schlecht bestellt. Das ist bei einer Nation, die in ihrer Arbeit auf dem Weltmarkt mitmachen muss, ein bedenklicher Mangel, der sich durch die Pflege des dekorativen Zeichnens am besten beheben lässt. Das Gliedern und Durchführen auch eines ganz einfachen Ornamentes bedeutet eine gute Disziplin, dass sie dem Schüler auch in jeder andern Arbeit von Wert sein wird. Ich liess die dritte Klasse Naturstudien nach einer Rose und einer Aster machen. Nach diesen Studien hatte jeder Schüler ein Blatt zu schmücken. Es war anfänglich etwas schwierig, die Leute dazu zu bringen, sich selbst eine Idee zurechtzulegen. Als das aber im Gange war, kam der Eifer. Fast alle Schüler sahen Verstösse gegen den Stil, oder besser, gegen den ungestörten Fluss der Linie selbst. Daraus ist wohl zu schliessen, dass das Geschmacksgefühl nicht verloren gegangen ist, sondern nur schlummert. Die Abdrücke 1. 2. 3. 4. 6. 12. 13. 14. und 15 sind einige der Resultate in stark verkleinertem Masstabe; Nr. 5. 7. 8. 10 und 11 sind Zeichnungen einer zweiten Klasse, die ich mitgebe, um die Seite zu füllen. Sie bringen gegen die frühere Reproduktion, ausser dem Persönlichen, das darin liegt, nichts Neues, wie es uns auch nicht daran gelegen ist, durchaus Neues zu bringen, sondern vielmehr an dem festzuhalten, was uns für den Unterricht gut erscheint.

Ja dieses innerlich knospende und treibende Leben in der Seele des Lehrers ist eben der springende Punkt, von dem alles Leben in der Schule, alle Gemüts-Regungen und Bewegungen in der Schülerseele allein auszugehen vermögen.

(Linde, Persönlichkeitspäd.)

Die Tonwortmethode von K. Eitz.

Ein Bericht über den Würzburger Fortbildungskurs für Volksschulgesanglehrer vom 24. bis 28. Juli 1911.

Von E. Blum, Riehen.

Ein Schweizer Lehrer, dem im eigenen Land, namentlich in der nahen Stadt Basel, so viele Gelegenheiten zur Weiterbildung auf dem Gebiete des Schulgesanges zu Gebote stehen, muss wichtige Gründe gehabt haben, um die Reise ins Bayerische zu unternehmen und dort, bei drückender Hitze, gemeinsam mit 70 deutschen Gesang- und Musiklehrern, einen Gesangkurs mitzumachen. Und solche Gründe lagen für den Schreiber dies vor: Er wollte eine in der Schweiz kaum dem Namen nach bekannte, geschweige denn praktizierte Gesangsmethode, die er zuvor an Hand der einschlägigen Literatur studiert und in seiner Schule probiert hatte (allerdings mit komplettem Misserfolg) direkt an einem Orte kennen lernen, wo seit Jahren der Gesangunterricht an öffentlichen Schulanstalten nach dieser Methode mit Erfolg erteilt wird. Der Veranstalter des Kurses, Hr. Raimund Heuler, und dessen Bruder Felix unterrichten nämlich mit Genehmigung des Stadtschulrates von Würzburg mehrere Klassen der dortigen Volksschule nach der Tonwortmethode von K. Eitz; ausserdem ist ersterer der Gründer und Leiter einer sog. „Zentralsingschule“, die den Zweck hat, jungen Leuten beiderlei Geschlechts im Alter von 8 Jahren bis zu ihrem Eintritt in die Gesangsvereine Erwachsener (ausserhalb der obligatorischen Schulgesangsstunden) eine gründliche, elementar-musikalische Bildung zu vermitteln, indem ihre Schüler planmässig in der Kunst des Gesanges unterwiesen werden.

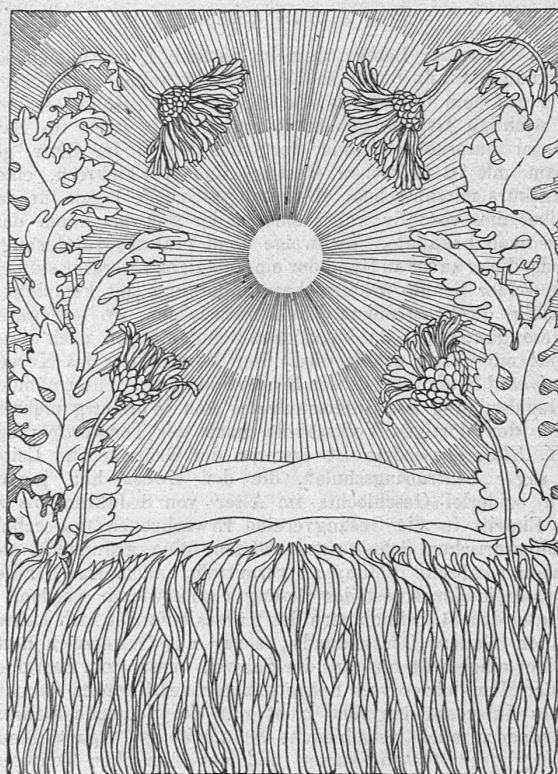
Unter den 71 Teilnehmern des Kurses befanden sich Lehrer aus allen Gauen Deutschlands; sogar aus Oesterreich hatte sich einer eingestellt und aus der Schweiz ausser dem Schreiber noch der Musiklehrer vom Lehrerseminar des Kantons Aargau. Welches Interesse übrigens nicht nur die deutsche Lehrwelt, sondern auch verschiedene Schulbehörden Deutschlands den Würzburger Gesangkursen und der Eitz'schen Tonwortmethode entgegenbringen, geht daraus hervor, dass mehr als die Hälfte aller Kursisten (40) im Auftrag und mit finanzieller Unterstützung ihrer Behörden den Kurs besuchten; es waren sogar fünf Schulinspektoren, Schul- und Regierungsräte anwesend.

Das Arbeitsprogramm des Kurses war nicht nur reichhaltig, sondern auch geschickt zusammengestellt: Es wechselten immer theoretische Vorträge mit Lehrproben an Knabenklassen verschiedener Altersstufen. Diese praktischen Vorführungen der Gesangsmethode Eitz waren vorzüglich dazu geeignet, die Richtigkeit und den Wert der vorangegangenen theoretischen Erklärungen zu beweisen und zu erhärten. — Der Kursleiter, Herr Raimund Heuler, und sein Bruder Felix hatten sowohl die Probelektionen, als auch mehrere Referate über die Methodik des Tonwortverfahrens, über den Gesanglehrplan der Volksschule, über Schulgesangsreform usw. übernommen. Ausserdem waren noch andere tüchtige Referenten gewonnen worden: vor allem der Erfinder des Tonwortsystems selbst, Hr. Karl Eitz aus Eisleben, sodann Prof. Dr. O. Messmer aus Rorschach, Konzertsänger Hch. Frankenberger von Nürnberg und noch zwei andere Gesanglehrer an öffentlichen Schulen. Nachdem sich am Sonntag abend (23. Juli) sämtliche Kursteilnehmer in der „Alhambra“ zusammengefunden und von Hrn. Raimund Heuler begrüsst worden waren, erfreuten uns verschiedene Herren durch musikalische und deklamatorische Produktionen. Montag früh ging's dann an die Arbeit.

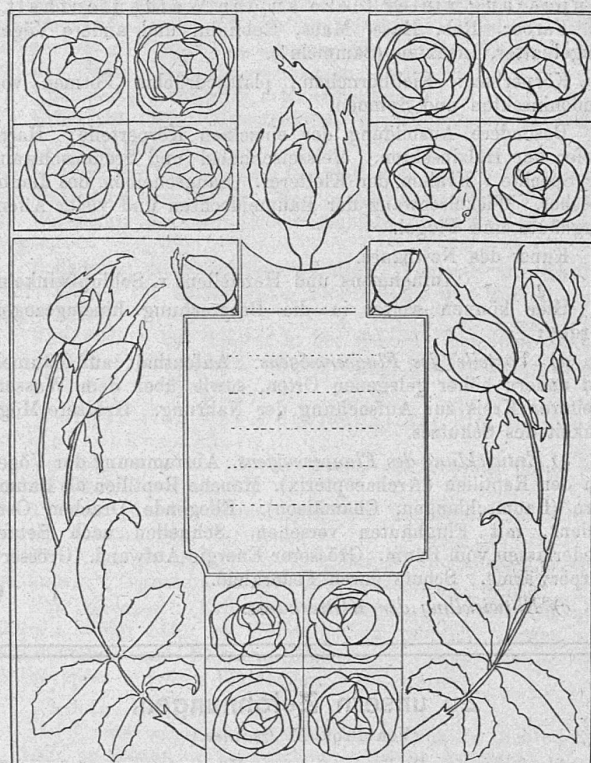
Die Reihe der theoretischen Vorträge eröffnete Hr. Dr. Messmer mit einer Abhandlung über die „Psychologie des bewussten Singens“. Er untersuchte die psychischen Vorbedingungen und die psychischen Prozesse, die sich in einem Menschen abspielen, wenn er „bewusst“ singen lernt. (Unter bewusstem Singen ist die Fähigkeit des Menschen zu verstehen, seine eigene gesangliche Leistung kritisch zu beurteilen.) Der Vortragende setzte auseinander, wie die Vorstellung eines gehörten Tones von bestimmter Höhe resp. Schwingungszahl um so genauer und dauerhafter im Gedächtnis haften bleibt, je mehr besondere (individuelle) Qualitäten der Tonreiz hat, wenn er in unser Bewusstsein tritt — Qualitäten, durch die sich der Ton von

Schülerzeichnungen aus dem Seminar Küsnacht (Prof. K. Itchner).

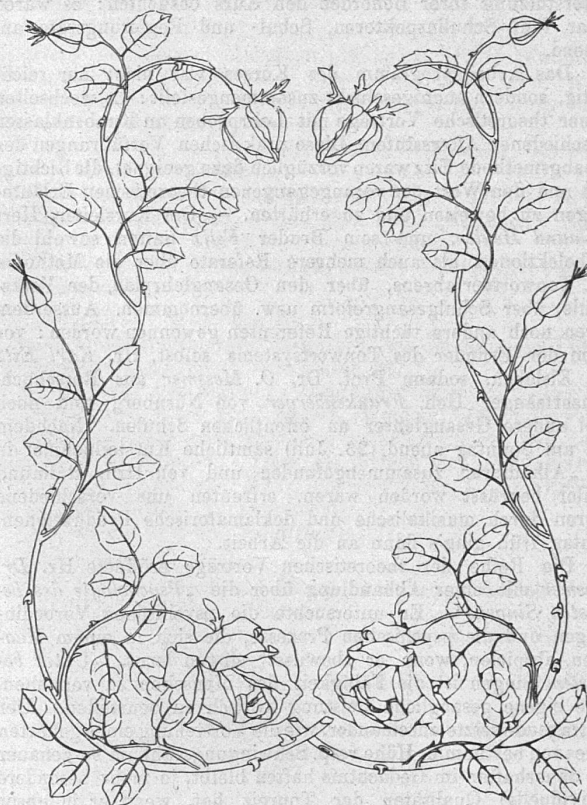
1



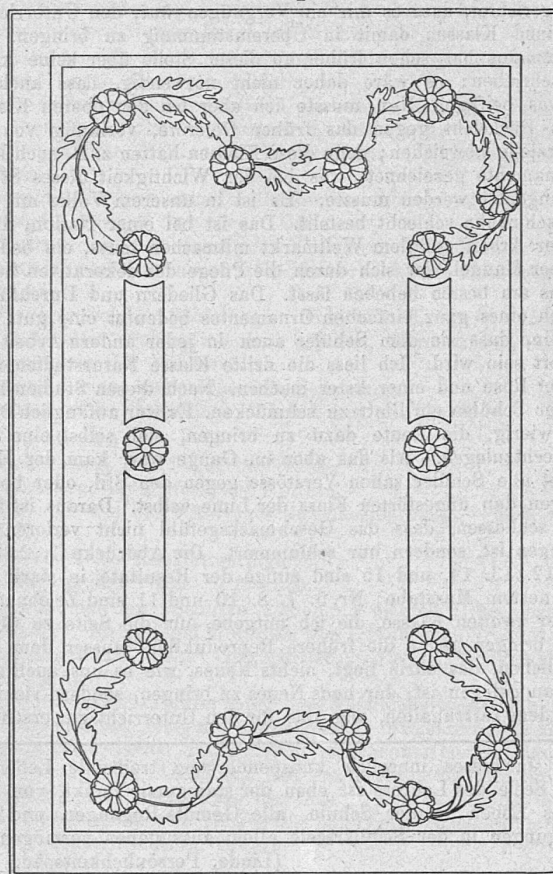
2



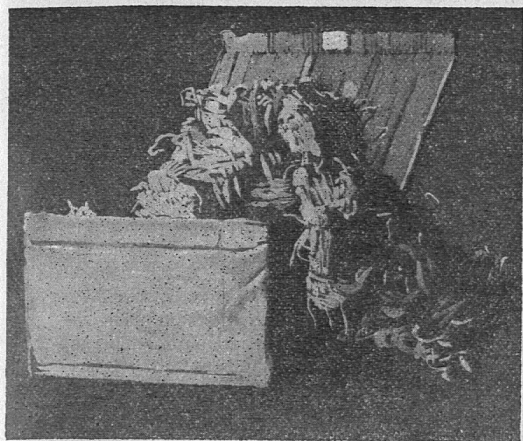
3



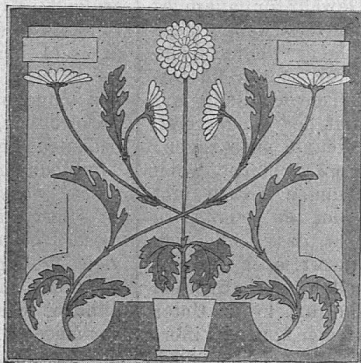
4



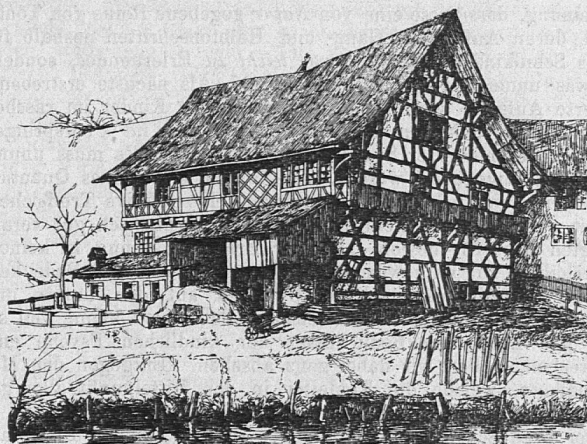
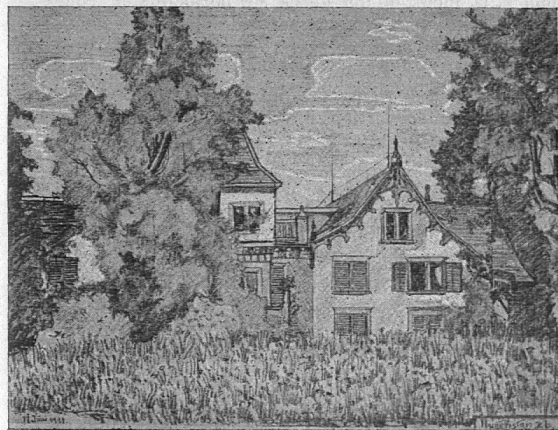
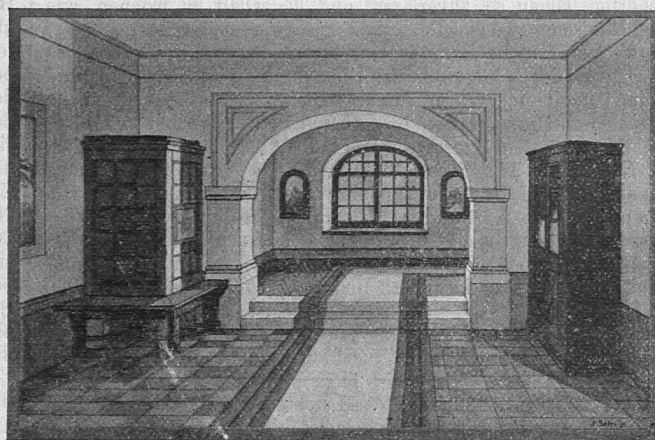
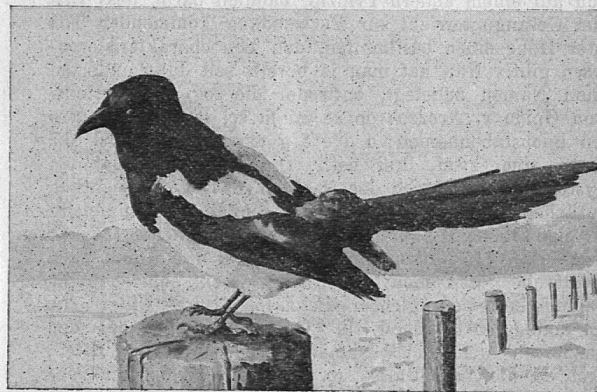
5



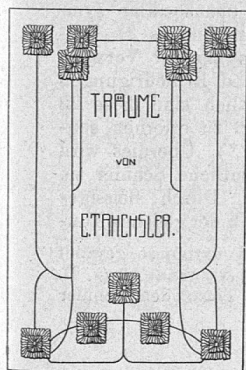
6



7



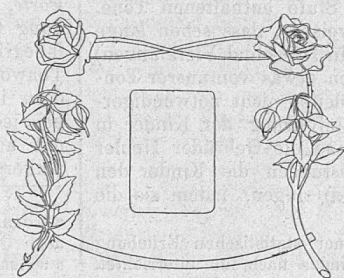
11



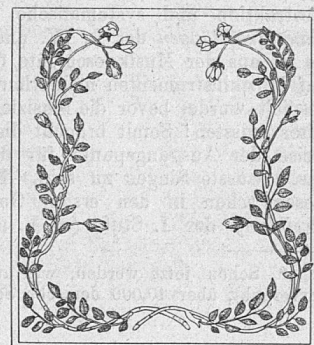
12



13



14



15

andern Tönen deutlich unterscheidet. Eine solche individuelle Qualität des Tones besteht zunächst in seiner Schwingungszahl oder Höhe; aber sie *allein* bietet noch keine Gewähr für dauerndes Behalten und sicheres Reproduzieren der Tonvorstellung; diese ist noch nicht genügend charakterisiert. Daher werden Töne von Instrumenten, z. B. eines Klaviers, nur schwer im Gedächtnis behalten. Zu einer dauerhaften Tonvorstellung und zuverlässigen Reproduktion derselben gelangt der Sänger erst, wenn er mit dem „absoluten“ Ton (man könnte auch sagen: farblosen Ton) ein individuell gestaltetes Wort verbindet, wenn er also dem bestimmten Ton einen bestimmten Namen gibt und dann durch häufige Verbindung beider im *gesungenen Tonwort* diese Assoziation so dauerhaft macht, dass schliesslich das bloss gesprochene oder gelesene Tonwort auch die entsprechende *Tonvorstellung*, d. h. die Vorstellung des absoluten Tones von bestimmter Höhe ins Bewusstsein zurückruft. Unter den bisher gebräuchlichen Tonnamensystemen: den Ziffernamen „eins“ bis „acht“, oder den ABCD-Namen, oder endlich den Guido'schen Solmisationssilben *do re mi etc.* vermag nach Messmer keines die Tonvorstellungen so zu charakterisieren und ist darum auch keines so geeignet, die Reproduktion von gehörten Tönen so zuverlässig und dauerhaft zu machen, wie die Eitz'schen Tonworte, indem sie (wie später noch gezeigt werden soll) nicht nur die einzelnen Töne, sondern auch das Verhältnis der Töne unter sich (ihre Stellung im Dreiklang und in der Tonleiter) charakterisieren. — Die Eitz'sche Gesangsmethode hat also in Prof. Messmer einen beredeten Fürsprecher gefunden.

Mit grösstem Interesse wurden die Ausführungen von Hrn. K. Eitz selber über die von ihm erfundene *Tonwortmethode* aufgenommen. Seit bald zwanzig Jahren hat der ergraute Schulmann den praktischen Wert und die überraschenden Erfolge, die mit der Tonwortmethode sogar in ungünstigen Schulverhältnissen erreicht werden, erfahren. Seine Methode*) gewinnt in Deutschland langsam, aber sicher an Boden gegenüber den Zifferisten, Solfaisten etc.

Gewiss haben die Vertreter der ältern Gesangsmethoden auch versucht, stufenweise vom Leichten zum Schweren fortzuschreiten; aber gerade *das* ist ja je und je die Streitfrage gewesen: was im Schulgesang das Leichtere und was das Schwerere sei? Die meisten Methodiker, so auch Jaques-Dalcroze in seiner Solfége-Methode, gehen von der *Tonleiter* aus, in der Meinung, dass diese eine von *Natur* gegebene Reihe von Tönen sei, deren Aufbau in Ganz- und Halbtonschritten deshalb für das Schulkind nicht nur etwas *leicht* zu Erlernendes, sondern etwas unumgänglich Notwendiges sei. Als nächste erstrebenswerte Aufgabe wird dann angesehen, die Kinder im raschen Auf- und Abklettern an dieser Leiter und im Überspringen einer oder mehrerer Stufen sicher zu machen. Es muss unumwunden zugegeben werden, dass durch ein richtiges Quantum solcher Tonleiter- und Treffübungen eine relative Treffsicherheit erreicht wird, wenigstens bei den musikalisch gut veranlagten Kindern, obwohl hier der Erfolg oft genug in keinem Verhältnis zur aufgewendeten Mühe steht. Von dem Bedenken, dass ein Übermass solcher Übungen auf den untern und mittlern Schulstufen mehr schaden als nützen kann, weil sie so gar nicht den Bedürfnissen der kindlichen Psyche entsprechen, wollen wir dabei ganz absehen. Entgegen den Methodikern, welche die Tonleiter in den Mittelpunkt aller gesangstheoretischen Unterweisungen stellen und sie zum 1 und 2 aller praktischen Elementarübungen machen, erklärt Eitz, dass die Tonleiter gar nicht etwas Primäres, von Natur Gegebenes ist, sondern nichts mehr und nichts weniger als eine logische Abstraktion und systematische Gruppierung der in den drei *Hauptdreiklängen* der I., IV. und V. Stufe enthaltenen Töne. Es ist aus der Musikgeschichte nachweisbar, dass schon lange auf Musikinstrumenten mehrstimmig (in Drei- und Vierklängen) gespielt wurde, bevor die Musizierenden etwas von unsrer Tonleiter wussten! Somit braucht die Tonleiter nicht notwendigerweise der Ausgangspunkt für die Einführung der Kinder in das bewusste Singen zu sein. Eitz und die Gebrüder Heuler lassen schon in den ersten Gesangsstunden die Kinder den *Dreiklang* der I. Stufe (z. B. a fis d) singen, indem sie die

Klasse in drei Abteilungen scheiden und die drei Töne des Akkords langsam nacheinander singen lassen, bis er als Ganzes erklingt. Mit diesem Akkord wird sodann der Dreiklang der IV. Stufe (in D dur: g h d), später derjenige der V. Stufe (a cis e) und schliesslich sogar der Dominantseptimenakkord (a cis e g), mit ihren verschiedenen Umkehrungen, verbunden und eingeübt. Es liegt auf der Hand, dass diese vielseitigen Akkordübungen, schon wegen ihres Wohlklanges, das Kind bedeutend mehr anregen als die einstimmigen, langweiligen Treffübungen. Dass mit den Akkordübungen auch die *rhythmische Schulung* der Sänger leicht verbunden werden kann, ist selbstverständlich. Vor allem aber werden den Kindern auf diesem Wege intensiver und anschaulicher als durch noch so viele Treffübungen die *klangverwandtschaftlichen Beziehungen* der Töne einer Tonart unter sich zum Bewusstsein gebracht, ähnlich, wie wenn der Schüler im Naturkundeunterricht die verschiedenen Pflanzenfamilien dadurch kennen lernt, dass er die Merkmale, in denen verschiedene Pflanzen miteinander übereinstimmen (wodurch sie also miteinander „verwandt“ sind), von den Merkmalen trennt, durch die sich die einzelnen Pflanzen und ganze Familien von andern unterscheiden. — Der Hauptvorteil und -Wert der Eitz'schen Gesangsmethode beruht aber noch auf einem andern Prinzip, nämlich darin, dass Eitz jedem im Gesangunterricht zur Verwendung kommenden Ton bestimmter Höhe einen bestimmten, den Ton charakterisierenden *Namen* gibt. Nun hat man ja bereits seit Jahrhunderten den Tönen Namen zugelegt, entweder die sog. Solmisationssilben von Guido v. Arezzo: *do re mi fa sol la si*, oder unsere deutschen Buchstabennamen: *c d e f g* usw., oder endlich die Ziffernamen *eins, zwei, drei* usw. Die zwei letztgenannten Namenssysteme haben jedoch den Nachteil, dass sie hinsichtlich ihrer lautlichen Beschaffenheit für das Singen sehr ungünstig sind und eine schöne Tonbildung direkt verunmöglichen („ä—f“ oder „zwa—i“!). In dieser Beziehung sind die Guido'schen Silben wertvoller, und nicht ganz mit Unrecht schrieben die alten italienischen Gesanglehrer die Erfolge ihres Unterrichts den sog. Solfeggien-Übungen zu. Gemeinsam aber mit den Ziffernamen und den ABCD-Namen haben sie den Nachteil, dass durch sie die Verhältnisse, in denen die Töne einer Tonart zueinander stehen, absolut nicht angedeutet und symbolisch zum Ausdruck gebracht werden. Aus den Silben *do re mi fa* etc. ersieht man z. B. nicht, ob die durch sie bezeichneten Töne um einen Ganztonschritt oder nur um einen Halbtonschritt voneinander entfernt sind. Gänzlich versagen namentlich alle jene Tonnamenreihen, wenn die Tonart plötzlich *moduliert*, wenn also aus *f* *gis* oder aus *h* *b* wird; für die sprachliche Bezeichnung solcher erhöhten oder vertieften Töne stehen den „Zifferisten“ und den „Solfaisten“ gar keine Namen zu Gebote; so auch nicht der Jaques-Dalcrozeschen: *Bald ist ihr do ein c, bald ein cis oder auch ein ces! Eitz hat nun eine Tonnamenreihe konstruiert, die nicht nur gut sanglich ist wie die Guido'schen Silben, sondern diese Namen — er nennt sie „Tonworte“ — spiegeln genau die Grösse der Schritte von einem Ton zum nächsten auf- oder abwärts wider. Die diatonischen (innerhalb der Tonart liegenden) Halbtonschritte werden konsequent durch Silben mit gleichem Vokal, aber ungleichem, anlautendem Konsonant bezeichnet: *su—gu, ro—to, ni—bi* usw.; die Ganztonschritte gehen dagegen mit folgenden Vokalen aufwärts: *a e i o u*, also z. B. in G-dur: *la (g), fe (a), ni (ha), bi (e), to (d), gu (e), pa (fis), la*, oder in D-dur: *to gu, pa la, fe ni ro (cis), to*. Die chromatischen Tonverschiebungen durch \sharp und \flat werden ebenso klar symbolisch zum Ausdruck gebracht. Im ganzen sind es 21 *Tonworte*, durch die sämtliche Töne der im Gesang zur Verwendung kommenden Tonreihe (Erhöhungen und Erniedrigungen inbegriffen) benannt werden; selbstverständlich sind diese 22 Tonworte nicht auf einmal von den Schülern zu erlernen, sondern im Verlauf von 6 bis 8 Schuljahren.*) Überdies wird bei jeder Tonart so lange verweilt, bis sämtliche Schüler sie mit automatischer Sicherheit beherrschen. Durch fleissiges Akkord- und Liedsingen auf Tonworte innerhalb der gleichen Ton-*

*) Schon jetzt werden, wie aus einer statistischen Erhebung hervorgeht, über 40,000 deutsche Schulkinder nach ihr unterrichtet.

*) Im Unterricht wird die Reihenfolge der Tonarten so gewählt werden, dass jede neue mit der vorangehenden verwandt ist (z. B. nach D-dur G-dur, C-dur usw.), so dass die neue Tonart dem Schüler meistens nur ein neues Tonwort bringt.

art werden im Schüler Sache d. h. Ton und Namen innig verknüpft, so dass das eine beständig dem andern ruft, der Tonname dem Ton selber und umgekehrt. Selbstverständlich muss dem Schüler der richtige Ton geboten werden, also z. B. ein *to* (d), welches weder zu hoch noch zu tief ist, damit im kindlichen Bewusstsein mit dem Tonwort *to* immer die gleiche Tonvorstellung assoziiert. Der Gesanglehrer hat daher beständig eine Stimmgabel oder -Flöte zur Hand, mit der er von Zeit zu Zeit die Höhe der von den Schülern gesungenen Töne kontrolliert oder korrigiert. — Sehr bald werden die Schüler mit den schriftlichen Zeichen für die auf Tonworte gesungenen Töne, also mit den Noten bekannt gemacht. Die Noten neuer Lieder (derselben Tonart) werden bis zur Geläufigkeit auf Tonworte lesen gelernt. So verbindet sich eine bestimmte Note z. B.



fest mit dem ihr zugehörenden Tonnamen *fe*, und mittels dieses Namens wiederum mit der Vorstellung des richtigen Tones (*fe*), bis schliesslich jede einzelne Note eines Liedes beim Schüler direkt den richtigen Ton ins Gedächtnis ruft, der Schüler also faktisch „vom Blatt singt“. Zu welchen verblüffenden, kaum glaublichen Resultaten die psychologisch fein durchdachte Methode gelangen kann, davon konnten sich die Kursteilnehmer in jeder Lehrprobe überzeugen: Da sangen zehnjährige Knaben fehlerlos die schwierigsten Notierungen von Tonfolgen (mit *-* und *b*-Vorzeichnungen) vom Blatt weg. Summe umgekehrt der Lehrer (einer der Herren Heuler) Töne vor sich hin mit den schwierigsten Intervallsprüngen, so notierte ein Schüler die gehörten Töne vorweg richtig ins fünflinige Notensystem! Ein andermal lernte eine Knabenklasse (zehnjährige Bürschchen) innerhalb einer halben Stunde zwei dreistimmige Lieder ziemlich sauber vortragen. Wir Volksschulgesanglehrer dürften zufrieden sein, wenn wir solche Erfolge am Ende der ganzen Schulzeit, also im achten Schuljahre, mit unsern Kindern aufweisen könnten! — Noch muss ein bedeutender Vorzug der Eitzschen Tonwortmethode erwähnt werden: Sie ist nicht nur, wie z. B. die Methode von Jaques-Dalcroze, für die musikalisch gut beanlagten Kinder geeignet, sondern es werden mit ihr auch schöne, ja überraschende Erfolge bei Kindern mit schlechtem musikalischem Gehör erzielt! Es wurden uns im Kurs einige Knaben vorgeführt, die am Anfange des Unterrichts (der nun zwei Jahre gedauert hatte) dem Lehrer kaum einen Ton abnehmen, resp. richtig nachsingen konnten. Diese Schüler lernten in unsrer Gegenwart in der Zeit einer halben Stunde ein hübsches zweistimmiges Lied. Angesichts dieser Erfolge ist es nicht verwunderlich, dass sämtliche Kursisten zu überzeugten Anhängern der Methode Eitz wurden, entschlossen, sie daheim in ihrem Schulgesangunterricht einzuführen und ungeachtet anfänglicher Misserfolge auf dem gezeigten Wege mutig vorwärts zu schreiten. Misserfolge hatte der Schreiber dies im vorigen Jahr zu verzeichnen: Er hatte den Fehler begangen, mit den Tonworten wieder Treffübungen anzustellen, indem die Schüler auf zugerufene Tonworte mit den richtig gesungenen Tönen hätten antworten sollen, welches Experiment dann mehr misslang als geriet. Von Hrn. Eitz hörten wir wiederholt die Warnung: „Quält die Kinder nie mit Treffübungen; führt sie nie durch Abfragen und Experimentieren aufs Glatteis! Ich bin ein Feind vielen Experimentierens, aber ein Freund vielen Übens! Tonwortiert fleissig in Akkorden und Liedern und wartet ruhig, was daraus wird! Gebt den Kindern durch richtiges, reines Vorsingen wertvolle musikalische Erfahrungen, die in Form von Tonworten festgelegt werden, und aus der Summe all dieser Erfahrungen entspriessst dann ganz von selbst die Treffkunst! Je weniger wir während unserer Tonwort-Übungen ans Treffen denken, um so besser!“

Unter den Vortragenden haben wir Hrn. Konzertsänger Frankenger aus Nürnberg genannt. Er unterrichtete uns in überaus lebendiger und geschickter Art über die richtige, schöne Ton- und Stimmführung. Er legte vor allem grossen Wert auf die richtige „Körpereinstellung“ des Sängers, auf ruhiges Atmen und richtige Führung des Luftstroms zu den sog. „Resonanzräumen“ im Kopf. Anders Stimmbildnern entgegen, verwarf er das sog. „Feststellen“ des Kehlkopfes als unzweckmässig, und für ebenso unhaltbar erklärte er die „Registertheorie“, wie sie z. B. von der Schule Stockhausens gelehrt wird. Hr. Frankenger zeigte, wie es vor allem darauf ankomme, erst einmal einen

guten, d. h. resonanzreichen Ton in der für jeden Einzelnen günstigsten Stimmlage bilden zu lernen und, nachdem dies gelungen, die bei diesem sog. „primären Ton“ bewusst eingenommene und betätigte Körpereinstellung, Mundstellung, Zungenlage und die Führung des Atems auf die nächstliegenden Tonstufen zu übertragen. Inwieweit alle vorzüglichen Winke und Aufklärungen des Redners und seine idealen Forderungen an die Tonqualität direkt im Schulgesangunterricht verwertet werden können, ist freilich eine andere Frage. Wie der Kursleiter, Hr. R. Heuler, einmal sagte, können die stimmungsbildnerischen Massnahmen des Gesanglehrers in den untern und mittlern Schulstufen weniger positiven als prophylaktischen Charakter haben, indem der Lehrer all das zu verhüten sucht, was den jugendlichen Stimmorganen schädlich ist, insbesondere das in vielen Schulen beliebte laute Singen der Kinder, das schon eher den Namen „Brüllen“ verdiente. Es hat ausser der Schädigung der Stimmbänder und der Abstumpfung des Gefühls für das musikalisch Schöne noch den weitem Nachteil, dass die Kinder ihre eigene Stimme nicht mehr hören und also nicht kontrollieren können, ob sie rein oder falsch singen.

Andere Referenten, so Hr. Felix Heuler und Hr. A. Engel, Gesanglehrer aus Hannover, behandelten in Spezialvorträgen die ältern, zurzeit in Deutschland noch verbreiteten Gesangsmethoden, so die Ziffermethode (methodische Leitfäden von Zimmermann, Linnarz u. a.), dann die „rationelle Methode“ von Benedikt Widmann, dem bedeutendsten und doch sehr wenig beachteten Gesangsmethodiker des vorigen Jahrhunderts, der insofern als Vorgänger der Eitzschen Tonwortmethode zu betrachten ist, als er bereits „Tonalitätsübungen“, d. h. die Töne einer Tonleiter nach ihrer Klangverwandtschaft zusammenstellt und übt. Es wurde ferner die in England verbreitete Tonic-Solfa-Methode und die Wandernote von Prof. Krause vorgeführt, und deren Vorzüge sowohl als ihre Mängel durchaus objektiv und wohlwollend besprochen. Sämtliche Vortragende zeigten eine wohlthuende Ruhe und Abgeklärtheit in ihren Erörterungen; es fiel nie ein unfreundliches oder gar persönliches, vernichtendes Urteil über gegnerische Ansichten. So äusserte sich einmal Hr. Eitz, als der Schreiber dies ihm im Privatgespräch um seine Meinung über die Methode Jaques-Dalcroze befragte, folgendermassen: „Wenn diese Solfège-Methode meiner Tonwortmethode an praktischem Wert für die Volksschule gleichkommt (was ich allerdings bezweifle), so soll es mich freuen; treten wir in ehrlichen Wettbewerb miteinander, statt einander wie wilde Katzen anzufauchen und zu kratzen; der Erfolg auf beiden Seiten in der Volksschule wird zeigen, wessen Methode der Wahrheit näher kommt!“ — Es mag hier vielleicht noch eine persönliche Bemerkung des Berichterstatters am Platze sein: Er bedauert es, dass im Würzburger Kurs gerade die Methode Jaques-Dalcroze, die sowohl nach der Seite der rhythmischen Schulung der Kinder als auch hinsichtlich ihrer Förderung im bewussten Singen das Beste bietet, was auf musik-pädagogischem Gebiet geleistet wird, — dass diese Methode völlig übergangen und unbeachtet gelassen worden ist. Der Kursleiter, Hr. R. Heuler, würde seiner eigenen Sache nur nützen, wenn er in einem nächsten Kurse besonders die „Rhythmische Gymnastik“ von Jaques-Dalcroze in beschränktem, für die Bedürfnisse der Volksschule zugeschnittenem Rahmen in sein Arbeitsprogramm aufnähme und wenigstens in einem Vortrage die Prinzipien der Solfège-Methode des genialen, nun in Dresden wirkenden Musikers den Kursisten vorführte! — Ob nicht überhaupt in einer passenden Verbindung der rhythmischen Gymnastik von Jaques-Dalcroze und der Tonwortmethode von K. Eitz die endgültige Lösung der Frage nach der elementar-musikalischen Bildung unsrer Schuljugend liegt?

Die sechs- bis siebenstündige tägliche Kursarbeit war bei der grossen Hitze keine geringe Leistung für die Teilnehmer. Umsomehr genoss man dann am Feierabend die Schönheiten der alten Bischofsstadt Würzburg und — ihr Bier. Viel Schönes wurde uns geboten, und manche interessante Frage, die Eitzsche Tonwortmethode betreffend, wurde beim gemütlichen Zusammensein diskutiert, auch allerlei Bedenken und Zweifel zerstreut. Der Kurs wird dem Schreiber dies in bester Erinnerung bleiben. Er hofft, es werde ihm gelingen, in redlicher Schularbeit das Gute und Schöne, das er in Würzburg

gelernt, zu verwerten. Doppelt soll es ihn freuen, wenn der vorstehende Bericht den einen und andern Leser veranlassen sollte, dem Studium der Eitzschen Methode näher zu treten. Solchen seien vor allem folgende drei Werke empfohlen:

1. *Karl Eitz*. Bausteine zum Schulgesangunterrichte im Sinne der Tonwortmethode. Leipzig 1911. Breitkopf & Härtel. Preis 3 Mk.

2. *R. Heuler*. Der Gesangunterricht in den untern Klassen der Volksschule als Grundlage einer fortschrittlichen musikalischen Jugend- und Volkserziehung. Würzburg, R. Banger Nachfolger (A. Oertel). Mk. 1. 80.

3. *R. Heuler*. Deutsches Schulsingbuch. Ausgabe A und B in je 3 Teilen.

I. Teil	Ausgabe A: Preis Mk. 1. 20.	II. Teil: Mk. 1. 50.
	B: „ „ 0. 60.	III. „ „ 0. 80.
	Ebendasselbst.	

Vertrauen und wieder Vertrauen! Ein herzliches Einnehmen bestehe zwischen Lehrer und Schüler. Der Lehrer lebe mit seinen Kindern und sie mit ihm. Er nehme teil an ihren Freuden und Leiden. Und sind Ereignisse, Erlebnisse in seinen Augen auch noch so unbedeutend — dem Kinde aber ist nichts zu klein, besonders wenn es seine Person betrifft. Verstehen wir uns so mit unsern Zöglingen, dann fließt das Brünlein der Unterhaltung munter. Oestr. Schulb. (R. d. 4.)

* * *

Eines Gedichtes Wirkung beruht auf zweierlei, auf der Kraft der Anschauung und des Denkens, mit der der Dichter es konzipiert und auf der Kraft des sprachlichen Ausdrucks, mit der er es formt. Die Lyrik ist ebensowohl Anschauungs- wie Wortbedeutungskunst. O. Hübner, Päd. Ztg.

O Schweizerland, Land meiner Väter!

(Werner Helm.)

E. A. Hoffmann.

Mit patriotischem Schwung.

1. O Schwei-zer - land, Land mei - ner Vä - ter, es schu - fen Hel - den - schwü - re dich; du
2. All - mäch - ti - ger, lass nie ver - ge - hen, was Schwei - zer - lie - be auf - ge - baut; ein

1. O Schwei-zer - land, Land mei - ner Vä - - - - ter, du
2. All - mäch - ti - ger, lass nie ver - - - - ge - - - - hen, ein

frei - er Aar im frei - en Ae - ther, dich Hei - mat - land, lass prei - sen mich!
red - lich Wort lass fort - be - ste - hen, ein star - kes Volk, das dir ver - traut!

Dir wei - het sich ein jeg - lich Le - ben, und dank dem Schö - pfer, der dich gab,
Dein star - ker Schutz, Gott mei - ner Ah - nen, ver - stär - ke mei - ne schwa - che Kraft, führ'

dir gel - te auch mein gan - zes Stre - ben, gön'n' mir nur eins, ein stil - les Grab.
du mein Schwei - zer - volk die Bah - nen, wo Schwei - zer - treu - e Ed - les schafft.